

I.Kirchenkreissynode

5. Tagung
22.März 2014

Stadt, Land, Kirche – Zukunft in Mecklenburg.

**Inhaltliche Impulse,
u. a. aus der Arbeitsgruppe
„Kirche der Freiheit“**

Dr. Andreas v. Maltzahn

(es gilt das gesprochene Wort)

Teil I: Vergreist, vermaist – und doch kein hoffnungsloser Fall. Aspekte des gesellschaftlichen Wandels in Mecklenburg

Renaissance ländlicher Räume? – Der aktuelle Umbruch in der Landwirtschaft

In der Januar-Ausgabe von ‚Zeitzeichen‘ beschreibt Jan Rübel in einem Artikel über Landgrabbing im Osten, wie sich die Landwirtschaft agrarindustriell verändert:

„Die Süßgräser lohnen sich. Seit Deutschland sich der Energiewende verschrieben hat, wandern sie zunehmend in Biogasanlagen; speichert der Mais doch so gut die Sonnenenergie. Getreide, Kartoffeln oder Rüben weichen ihm, der Tank schlägt den Teller, die Margen der in Strom umgewandelten Gase jene der Nahrungsmittelproduktion. Brandenburg vermaist. Auch Grünland schwindet dahin. Manche nennen dies die Renaissance der ländlichen Räume in Deutschland. Nur findet sie ohne Menschen statt.“¹

Andreas Willisch, ein in Bollewick arbeitender Soziologe und Biolandwirt, kommt für Mecklenburg-Vorpommern zum selben Schluss. Der historische Umbruch, den wir gegenwärtig erleben, liege nicht so sehr im demografischen Wandel, sondern darin, *„dass der Zusammenhang von agrarwirtschaftlicher und agrarkultureller Entwicklung auf der einen Seite, von sozialer Entwicklung auf der anderen Seite weitgehend aufgelöst und neugebildet wird“*² Der Umbau der ostdeutschen Landwirtschaftsbetriebe sei einerseits eine *„Erfolgsgeschichte sondergleichen Kehrseite dieses Vorgangs ist die Entbettung der Agrarwirtschaft aus ihrem regionalen Umfeld“*³. Die Produktivität der landwirtschaftlichen Betriebe in M-V liege bei 140% des deutschen Durchschnitts, betrage also wahrscheinlich mehr als das Doppelte im Vergleich zu Bayern und Rheinland-Pfalz. Doch der Erfolg auf den globalen Märkten habe nicht zu einer entsprechenden sozialen Entwicklung geführt.⁴ Der Erfolg gehe an den Menschen vorbei. Deutlich weniger Arbeitskräfte werden gebraucht. In den globalen Verwertungsketten integrierter Agrarwirtschaft gebe es *„einerseits massenhafte Entwertung industrieller Facharbeit . . . , andererseits hyperindustrielle Produktivität mit sehr wenigen, hoch qualifizierten Fachkräften“*⁵ Die Verarbeitung der Ernten erfolge kaum noch regional. Damit wandert ein erheblicher Teil der Wertschöpfung aus unserem Bundesland aus.

¹ Jan Rübel, Geld sucht Land, in: Zeitzeichen, 15.Jg., Januar 2014, S.50

² Andreas Willisch, In Gesellschaft des Umbruchs, in: Kerstin Faber, Philipp Oswalt (Hg.), Raumpioniere in ländlichen Regionen. Neue Wege der Daseinsvorsorge, 2013, S. 57

³ A. a. O., S. 59

⁴ Vgl. a. a. O., S. 63

⁵ ebenda

Wir werden uns als Kirche also nicht allein zu den Folgen des demografischen Wandels zu verhalten haben, sondern auch zu diesem dramatischen Umbruch in der Landwirtschaft. Das betrifft auch die Verpachtung unserer Ländereien. Wenn wir unsere kirchliche Arbeit in ländlichen Räumen zukunftsfähig ausrichten wollen, dann sollten wir ebenso die Abkoppelung der sozialen Entwicklung von der der Produktion im Blick behalten.

Von Raumpionieren, Neulandgewinnern und der Kunst des Bleibens – Außerparlamentarische Diskurse und Initiativen

Die Zukunft ländlicher Räume erfreut sich einer erstaunlichen Aufmerksamkeit. Die Robert-Bosch-Stiftung hat ein Förderprogramm „*Neulandgewinner. Zukunft erfinden vor Ort*“ ausgeschrieben. Kreative Menschen oder Institutionen werden gesucht, die ihr Umfeld, ihre Nachbarschaft in Zeiten von gesellschaftlichen Veränderungen selbst gestalten wollen.⁶

Gefördert von der Herbert-Quandt-Stiftung hat Wolf Schmidt eine kulturelle Landesstrategie für M-V entworfen unter dem Titel „*Die Kunst des Bleibens*“.⁷ Er sieht M-V als „*Garten der Metropolen*“. In seinen elf Thesen setzt er auf „*mehr qualifizierte Zuwanderung, die nicht auf eine Anstellung angewiesen ist.*“ M-V könne „*wohlhabende Menschen mit Natur- und Kultursehnsüchten in den Nordosten*“ locken.

Auch das Bundesministerium des Innern hat die ländlichen Räume entdeckt und die Evangelischen Akademien mit einem Modellprojekt „*Vitalisierung ländlicher Räume durch intergenerative Zusammenarbeit*“ beauftragt. Vor kurzem sind dazu drei Bücher erschienen.

In M-V selbst gibt es eine „*Schule der Landentwicklung*“, getragen von der Universität Rostock und dem Landwirtschaftsministerium. Im vergangenen Jahr gab es Seminare wie „*Unser Dorf – Wachsen oder Schrumpfen. Methodenschulung zum Umgang mit der veränderten Bevölkerungs- und Siedlungsstruktur*“ oder „*Die aktive Gemeinde – Miteinander stark sein. Methodenschulung zum Thema Kommunikation, bürgerschaftliche Teilhabe und Konfliktbewältigung*“. Die ‚*Schule der Landentwicklung*‘ hat nicht nur eine Komm-, sondern auch eine Gehstruktur, denn sie bietet an, mit ihren Angeboten in die eigene Gemeinde zu kommen.⁸

⁶ Vgl. www.bosch-stiftung.de/content/language1/html/41318.asp

⁷ vgl. zum Folgenden www.herbert-quandt-stiftung.de

⁸ vgl. www.schule-landentwicklung-mv.de

Mindestens so spannend wie solche Projekte sind die Diskurse zur Zukunft ländlicher Räume. So hinterfragt z. B. der Architekturprofessor und Publizist Philipp Oswalt das klassische, auch in M-V vorherrschende Raumplanungs-Konzept der ‚Zentralen Orte‘ und spricht sich für regionale ‚Clouds‘ aus: Auch eine Stadt sei nicht hierarchisch gegliedert, sondern netzförmig verknüpft und bilde Querverbindungen und Überlagerungen. *„Gleiches gilt für den ländlichen Raum, der heute keineswegs mehr von den dörflichen Strukturen einer agrarischen Gesellschaft geprägt ist. Wirtschaftsakteure wie Bewohner nutzen den Raum vielmehr regional, sind oft verbunden mit regionalen Netzwerken; die administrativen Strukturen und die Daseinsvorsorge aber sind kommunal zersplittert.“*⁹

In der Tat, wer von ‚Zentralen Orten‘ her denkt, hat immer das Problem einer Peripherie, die gegenüber dem Zentrum als defizitär empfunden wird, gewissermaßen ‚abgehängt‘. Das Bild der ‚Clouds‘ stammt aus Computerinfrastruktur: *„In einer gemeinschaftlichen Rechnerwolke teilen vernetzte Personen und Institutionen die Kosten und den Nutzen der Infrastruktur. Analog ist vorstellbar, dass benachbarte Kommunen ihre Daseinsvorsorge in einer nicht hierarchischen, gemeinschaftlichen Wolke organisieren. Dann muss nicht mehr an jedem Ort alles vorgehalten werden, sondern nur garantiert sein, dass jeder einen adäquaten Zugang zu den benötigten Diensten hat.“*¹⁰

Oswalt ist überzeugt: Angesichts von Schrumpfungsprozessen ist das Festhalten am Status quo *„keine Option, da mit geringer werdender Bevölkerungsdichte die Kosten staatlicher Daseinsvorsorge steigen, bis sie nicht mehr zu finanzieren sind. Doch das Weniger-werden kann auch nicht als bloße Reduktion des Vorhandenen verstanden werden. Das Weniger-werden erfordert vielmehr Erneuerung und Modernisierung. Weniger ist anders.“*¹¹

Was ein anderes Denken bedeuten könnte, macht Oswalt am Beispiel der *Freiwilligen Feuerwehr* deutlich. Sie sei das Beispiel schlechthin für das erfolgreiche Ineinandergreifen von zivilgesellschaftlichem und staatlichem Engagement bei der Daseinsvorsorge: Die Arbeitsleistungen werden von Freiwilligen erbracht. Die technische Ausstattung dagegen komme von den Kommunen. Das Sorge nicht nur für Brandschutz, sondern auch für soziale Orte und Netzwerke. Dieses Prinzip der Freiwilligen Feuerwehr ist nach Oswalt auch übertragbar auf Kultur, Bildung, Mobilität, Gesundheitswesen, technische Versorgung. Der Staat dürfe sich nicht zurückziehen, sondern müsse anders agieren:

⁹ Philipp Oswalt, *Der ländliche Raum ist kein Baum: Von den zentralen Orten zur Cloud*, in: Kerstin Faber, Philipp Oswalt (Hg.), *Raum pioniere in ländlichen Regionen. Neue Wege der Daseinsvorsorge*, 2013, S. 14

¹⁰ ebenda

¹¹ A. a. O., S. 7

„Der Gewährleistungsstaat erbringt nicht mehr – wie noch der Leistungsstaat – alle Dienstleistungen selbst, sondern schafft – wie bei der Freiwilligen Feuerwehr – Voraussetzungen, die es den Bürgern ermöglichen, sich produktiv für das je örtliche Gemeinwesen zu engagieren.“¹²

Dies bedürfe entsprechender juristischer Regelungen und eines ganz anderen Vertrauens in die Selbstverantwortung der Bürgerinnen und Bürger. Jürgen Aring, Professor für Geografie und Stadtplanung, nimmt diesen Gedanken auf und fordert, die Gesellschaft solle statt eines Rückbaus ohne Perspektive offensiv auf dem Lande sogenannte *„Raumpioniere“* einrichten.¹³ Hier könnten *„Raumpioniere“* – frei von sonst herrschenden juristischen Zwängen – kreativ Alternativen entwickeln und leben, müssten aber auch das damit einhergehende Risiko tragen.

Ein ungewöhnlicher Gedanke, der mich fragen lässt, ob wir nicht auch kirchlicherseits Erprobungsregionen ermöglichen sollten – in der Hoffnung, dass Gemeindeglieder angesichts größerer Spielräume sich intensiver beteiligen und Verantwortung für die Entwicklung ihrer Gemeinde wahrnehmen.

Bürgerschaftliches Engagement hat erstaunliche Initiativen freigesetzt – denken wir z. B. an die 60 Bioenergiedörfer in M-V, die sich miteinander vernetzt auf den Weg gemacht haben, ihren Energiebedarf aus selbstproduzierter, nachhaltiger Energie zu decken. Und die Wertschöpfung bleibt vor Ort! Der Abkoppelung von der öffentlichen Mobilität begegnet der *„Bürgerbus Hoher Fläming e.V. – Bürger fahren Bürger“*.¹⁴ *„Alte von morgen pflegen Alte von heute“* ist eine hochinteressante Bürgerinitiative aus Stendal¹⁵, die mit vielen Ehrenamtlichen u. a. eine Tagesstätte für Demenzkranke betreibt und inzwischen entsprechende Außenstellen im Umland einrichtet. Kurzum: Es regt und bewegt sich etwas in Sachen *„ländliche Räume“*! Wir können uns durchaus anregen lassen durch nicht-kirchliche Initiativen und Diskurse.

Teil 2: Land gewinnen – Impulse für evangelisches Kirchensein in Mecklenburg

Man muss es nicht betonen: Für uns als Kirche liegt eine große Herausforderung in der *„Ausdünnung der Strukturen und Formen bei weitgehender Beibehaltung*

¹² A. a. O., S. 12f

¹³ Jürgen Aring, *Inversive Frontiers. Selbstverantwortungsräume*, in: Kerstin Faber, Philipp Oswalt (Hg.), *Raumpioniere in ländlichen Regionen. Neue Wege der Daseinsvorsorge*, 2013, S. 48

¹⁴ Vgl. a. a. O., S. 114ff

¹⁵ Vgl. Kerstin Faber, Philipp Oswalt (Hg.), *Raumpioniere in ländlichen Regionen. Neue Wege der Daseinsvorsorge*, 2013, S. 124ff

der Inhalte und Anforderungen“¹⁶: Mitarbeitende – haupt- wie ehrenamtliche – kommen an ihre Grenzen und fühlen sich nicht selten überfordert. Kirche soll die Kontinuität des Lebens verbürgen trotz allen Wandels. In größer gewordenen Gemeinden sollen die klassischen Aufgaben nicht vernachlässigt, neue Chancen ergriffen werden. Arbeitsverdichtung und Überlastungsreaktionen sind die Folge. Mancherorts ist es eine Not mit dem Schatz unserer vielen Kirchen. Etliche Friedhöfe arbeiten nicht nur defizitär, sondern rauben auch Energie, die in der Kommunikation des Evangeliums besser eingesetzt wäre. Teilweise werden Gottesdienste ‚gefeiert‘, die alles andere als eine Quelle der Kraft und der Hoffnung sind.

‚Weniger ist anders‘ – Auf der Suche nach alternativen Modellen kirchlicher Arbeit in sich wandelnden ländlichen Räumen

Das Weniger-werden dürfe nicht als bloße Reduktion des Vorhandenen verstanden werden, sondern erfordere vielmehr Erneuerung und Modernisierung, hatte Philipp Oswald gesagt. „*Weniger ist anders.*“¹⁷ Das gilt auch für kirchliche Verhältnisse. Drei alternative Ansätze will ich kurz skizzieren.

Vor etlichen Jahren schrieb Thies Gundlach, heute Vizepräsident der EKD, einen Aufsatz über ‚*Inseln gelingender Kirchlichkeit*‘ – Untertitel: ‚*Fantasie in g-Moll*‘. Der Grundgedanke hat etwas verführerisch Einleuchtendes: Bei abnehmenden Ressourcen kann die Präsenz in der Fläche nicht aufrechterhalten werden. Das überfordert insbesondere die Mitarbeitenden. Deshalb sollten die knappen Ressourcen konzentriert werden auf ‚*Inseln gelingender Kirchlichkeit*‘ – gewissermaßen auf kirchliche ‚*Zentralorte*‘, an denen schöne, gut besuchte Gottesdienste gefeiert und vielfältige Angebote gemacht werden. Hauptamtliche Mitarbeitende leben und arbeiten dort gemeinsam und sorgen für eine Gemeindegemeinschaft, die weit ins Land hinein ausstrahlt. Biblisches Motto: „*Die Stadt auf dem Berge kann nicht verborgen bleiben.*“ Sie muss nicht überall *sein*, aber überall zu *sehen* sein. Im Zeitalter der Mobilität müsse es möglich sein, dass alle diese ‚*Insel*‘ erreichen können. Auch in früheren Zeiten sei kirchliches Leben erfolgreich von Zentren her gestaltet worden. Da waren Kathedralen und Klöster solche Inseln, in denen Kirche sich lebendig und ausstrahlungsstark zeigte und zu denen die Menschen an Hochfesten strömten.

„*Weniger ist anders.*“ Für Ilse Junkermann, Landesbischöfin der mitteldeutschen Kirche, heißt das „*Umbau statt Rückbau*“:

¹⁶ So der Matthias Bartels in seinem Vortrag „Land in Sicht!“ beim „Tag der offenen Tür“ des Zentrums für Kirchliche Dienste in Rostock am 7. Juni 2013 (s. das Manuskript unter <http://www.kirche-mv.de/Kirche-in-laendlichen-Raeumen-ist-Thema-im-Zentrum-Kirchlicher-Dienste.31168.0.html>, hier: S. 6).

¹⁷ Philipp Oswald, a. a. O., S. 7

„Angesichts der Entwicklungen ist ein weiterer Rückbau nicht mehr zu tragen und zu verkraften . . . Es braucht neue konzeptionelle Klärungen, es braucht einen Umbau. Ich vermute, er beginnt mit den Bildern, die wir haben.“¹⁸

Entsprechend fordert Ilse Junkermann, Gemeinde neu zu denken. Am verheißungsvollsten erscheint mir der Gedanke: Gemeinde der Zukunft braucht einen neuen *Diakonat* – Menschen aus der Gemeinde, die gewissermaßen das ‚Auge‘ der Gemeinde sind, um die diakonischen Aufgaben zu sehen, die vor der Gemeinde liegen. In einer *syrischen Kirchenordnung* aus dem 5. Jahrhundert heißt es über den Diakonat:

„Wie es recht und passend ist, geht der Priester zusammen mit dem Diakon in die Häuser der Kranken . . . Der Diakon . . . ist der Ratgeber des ganzen Klerus und so etwas wie das Sinnbild der Kirche(!). ... Er geht in den Häusern der Armen aus und ein, um festzustellen, ob es niemand gibt, der in Angst, Krankheit oder Not geraten ist. Er geht zu den Katechumenen in ihre Wohnungen, um den Zögernden Mut zu machen und die Unwissenden zu unterrichten. Er bekleidet und ‚schmückt‘ die verstorbenen Männer, er begräbt die Fremden, er nimmt sich derer an, die ihre Heimat verlassen haben oder aus ihr vertrieben wurden. Er macht der Gemeinde die Namen derer bekannt, die der Hilfe bedürfen. ... Der Diakon wird in allem wie das Auge der Kirche sein.“¹⁹

Für Ilse Junkermann muss ein solcher Diakonat der Gemeinde kein hauptamtlicher Dienst sein, im Gegenteil. Dennoch sollte dieses Amt wie das der Verkündigung geordnet und mit einer entsprechenden Berufung versehen sein.

Den dritten alternativen Ansatz, den ich Ihnen vorstellen will, könnte man ‚*Basisgemeinden auf französisch*‘ nennen. Dieses Modell ist sicherlich auf mecklenburgische Verhältnisse nicht einfach übertragbar, dennoch anregend. Die Situation im Bistum Poitiers ist jedenfalls mit der mecklenburgischen vergleichbar: Die ländlichen Räume entleeren sich. Immer weniger Priester stehen für immer größere Gemeindebereiche zur Verfügung. Erzbischof Albert Rouet verwarf jedoch die Strategie der Zentralisierung:

„Pfarreien zusammenzulegen vereint die Überzeugten, diejenigen, die schon zum lebendigen Kreis der Kirche gehören. Durch Konzentrierung auf einen Punkt jedoch werden den anderen Orten Kräfte entzogen, die sie brauchen, um

¹⁸ Landesbischöfin Ilse Junkermann, „Ihr alle seid durch die Taufe berufen...!“ Bericht vor der Landessynode, Frühjahr 2012

¹⁹ Syrische Kirchenordnung aus dem 5. Jahrhundert, Anweisungen für die Diakone einer antiken Stadtgemeinde, in: Wolfgang Vorländer, Gottes Gastfreundschaft im Leben der Gemeinde, Stuttgart 1999, zit. nach Ilse Junkermann, a. a. O., S. 33

bestehen zu bleiben. Die Ungleichheit wird größer. Zentralisierung schwächt die Peripherie. Die nun zur Mitte gehören, fühlen sich dort sicherlich wohl. Aber die andern? – Bei dieser Organisationsweise ist es wie bei einer ausverkauften Vorstellung: Sie gewinnt keinen einzigen Christen hinzu. In aller Klarheit: Um seinen Glauben zu leben, muss man hinausgehen, anderswohin.“²⁰

Bischof Rouet ging einen Weg, der die Gemeinden vor Ort stärkte, indem er Verantwortung auf Gemeindeglieder übertrug. Nicht vom Priester aus wird gedacht, sondern von der Gemeinde. Rouet versprach: Wo sich fünf Ehrenamtliche für fünf verschiedene, unverzichtbare Aufgabenbereiche drei Jahre lang in einer ‚*Basisequipe*‘ zusammenfinden, kann sich eine ‚*Gemeinde der Nähe*‘ bilden. Die ‚*Basisequipe*‘ regelt die Angelegenheiten vor Ort. Der Priester ist entlastet von organisatorischen und Verwaltungsaufgaben und wird damit freier für seine pastoralen Aufgaben, die er in mehreren örtlichen Gemeinden versieht. Bischof Rouet nennt dies eine „*kopernikanische Wende: Nämlich ... den Übergang aus dem Zustand, in dem Laien als fleißige und tüchtige Mitarbeiter um den Priester kreisen, um ‚dem Herrn Pfarrer‘ zu helfen‘, hin zu einem Status wirklicher, verantwortlicher Gemeinden – mit einem Priester zu ihrem Dienst, der von Gemeinde zu Gemeinde geht und sich für jede Zeit nimmt.“²¹*

Welche Aufgabenbereiche müssen von einer ‚*Basisequipe*‘ wahrgenommen werden? Ausgehend von den drei großen Aufgaben Zeugnis, Gebet und Dienst gibt es entsprechend einen Verantwortlichen für Glaubensverkündigung, einen für das Gebet, einen für den ‚*Dienst der Nähe*‘. Diese drei Personen werden *berufen*.²²

Für zwei weitere Aufgabenbereiche werden die Verantwortlichen *gewählt* – zum einen der Schatzmeister, der Beauftragte für materielle Angelegenheiten, zum anderen der Pastoralbeauftragte. Letzterer nimmt die Leitungsaufgabe in der ‚*Basisequipe*‘ wahr und hält die Kontakte zur Kommune und zur nächsthöheren kirchlichen Organisationsebene. In alldem wird konsequent vom Auftrag der Kirche und von den Menschen her gedacht:

„Es geht nicht zuerst um eine Struktur, es gilt zurückzukehren zu dem, was die Kirche in ihrem Wesen ausmacht.“²³ . . . Der Radius einer örtlichen Gemeinde muss groß genug sein, um fünf Verantwortliche für die Basisequipe zu finden. Er wird also von Personen und nicht von Kirchtürmen bestimmt. Dabei ist dann

²⁰ Reinhard Feiter / Hadwig Müller (Hg.), Was wird jetzt aus uns, Herr Bischof? Ermutigende Erfahrungen der Gemeindebildung in Poitiers, 2011, S. 23

²¹ Albert Rouet, a. a. O., S. 27

²² Vgl. a. a. O., S. 32

²³ A. a. O., S. 29

zweitrangig, ob von den bisherigen Pfarreien eine einbezogen wird oder zwei oder drei oder noch weitere.“²⁴

Überall waren die Reaktionen anfangs ablehnend und skeptisch. Aber mittlerweile gibt es mehr als 300 solcher Basisgemeinden. Und der Priester: „*Er ist nicht mehr der Mann des Organisierens, der sich um alle Details selbst kümmert, der alles weiß und alles dirigiert. Er muss zum Kern der Sache kommen, zu dem was seine ganz eigene Sache ist: Er muss dem Wachstum im Glauben und der missionarischen Dynamik dienen.*“²⁵

Vielleicht ist es an der Zeit, Erprobungsregionen in Mecklenburg einzurichten, in denen neue Formen kirchlicher Arbeit riskiert werden können – auch dadurch, dass Verantwortung und Ressourcen stärker an die Basis verlegt werden. Wo Gemeinde nicht zuerst von Pfarrstellen und Kirchgebäuden her gedacht wird, sondern von den Gaben der Menschen her, die Verantwortung für ihre Gemeinde übernehmen wollen! Vielleicht kommen wir dadurch näher zu den Menschen und unsere Hauptamtlichen wieder stärker zu dem, wofür sie eigentlich ausgebildet sind. Ob die französischen Erfahrungen mit den ‚*Basisequipen*‘ unseren *Ortsausschüssen* neue Dynamik verleihen könnten? Vielleicht müsste sogar unsere Kirchengemeindeordnung geändert werden. Aber warum nicht, wenn es uns denn wirklich hilft, unserem Auftrag gerecht zu werden?! In der Kirchenleitung der EKM jedenfalls wird darüber nachgedacht, ein Erprobungs-Gesetz auf den Weg zu bringen.

Anders in der Fläche präsent sein – Überlegungen aus der AG Kirche der Freiheit

Wir haben uns gefragt, wie die kirchliche Arbeit in den ländlichen Räumen Mecklenburgs künftig gestaltet werden kann und soll. Verschiedene Szenarien hinsichtlich der Entwicklung von Finanzen und Mitgliedschaft wurden durchgespielt. Überrascht stellten wir am Ende fest: Egal bei welchem Szenario – die Schwerpunkte, die aus unserer Sicht gesetzt werden sollten, sind dieselben! Wir haben fünf Thesen entwickelt. Mit ihnen verbinden wir die Hoffnung, dass eine Vergewisserung und zugleich Konzentration hinsichtlich unserer Kernaufgaben entlastende Wirkung hat. Unsere Ausgangsthese lautet:

- 1. Die Entwicklung von kirchlichen Strukturen und Diensten in ländlichen Räumen ist theologisch zu verantworten. Strukturen und Dienste sind am Auftrag der Kirche auszurichten. Dabei sollen die Verheißungen Gottes uns leiten.*

²⁴ A. a. O., S.32; die kleinste örtliche Gemeinde umfasst ein Dorf mit 163 Einwohnern, zur größten gehören acht Kommunen mit fast 4000 Einwohnern.

²⁵ A. a. O., S. 39

Das bedeutet: Wir wollen nicht einfach pragmatisch vorgehen oder Theorien der Organisationsentwicklung folgen, sondern danach fragen, was unser Auftrag ist und unter welcher Verheißung wir stehen.

Nicht nur der sogenannte ‚Missionsbefehl‘, sondern auch andere biblische Texte machen deutlich: Zu Zeugnis und zu Dienst sind wir gesandt. Nicht Selbsterhaltung ist unsere Aufgabe als Kirche.

In unserer Arbeitsgruppe haben wir uns entschieden, die Bonhoeffersche Formulierung „Kirche für Andere“ zu einem Bild der „Kirche mit Anderen“ weiterzuentwickeln. Das schließt nach wie vor das Eintreten für Schwache ein, nimmt jedoch ‚die Anderen‘ als Subjekte ernst. Sie nicht als bloße Objekte unserer Fürsorge oder unserer missionarischen Bemühungen zu verstehen, ist Basis für echte Begegnung.

Ist das richtig, kann man gar nicht umhin:

2. Gemeinden – auch auf dem Lande – brauchen eine missionarische Grundorientierung.

Mission ist kein Sektor kirchlicher Arbeit, kein Arbeitsbereich unter anderen, für den nur bestimmte Spezialisten zuständig wären, sondern Mission ist Wesensmerkmal von Kirche.

Was heißt Mission? Mit Fulbert Steffensky sagen wir: „Mission heißt, zeigen, was man liebt. Was man liebt, das zeigt man, und man hält es nicht in einem geheimen Winkel.“²⁶ Wenn ein Fest im Dorf mit einem Gottesdienst beginnt, dann zeigen wir, was wir lieben. Wenn unsere Kinder oder Enkel sehen und erleben, dass wir beten, dann zeigen wir, was wir lieben und wodurch wir leben. Wir zeigen all das am besten durch ein Leben, das keiner großen Worte bedarf.

All das hat auch eine strukturelle Seite. Der norwegische Theologe Kjell Nordstokke sagte bei der 11. Generalsynode der VELKD 2011:

„Mission und Struktur gehören zusammen. . . In vielen Kirchen sind die Strukturen mehr auf Erhaltung des Bestehenden . . . als auf Bewegung und Mission eingestellt. Spüren wir auch hier eine Reserve gegenüber dem Wagnis der Mission?“²⁷

²⁶ Fulbert Steffensky, Der Seele Raum geben – Kirchen als Orte der Besinnung und Ermutigung, S. 13; vgl. auch ders., Schwarzbrot-Spiritualität, Stuttgart 2006, S. 69

²⁷ Kjell Nordstokke, Die Begegnung mit dem Anderen – Das Wagnis der Mission. Vortrag zum Thema der Generalsynode der VELKD, unveröffentlichtes Manuskript, S. 6

Wenn Mission und Struktur zusammen gehören – sind wir zu sehr auf das Erhalten aus? Wie könnte unsere Arbeitsweise besser einer *Bewegung* entsprechen als einer *Institution*?

In unserer Arbeitsgruppe sind wir überzeugt: Der Dienst, zu dem wir von Christus gerufen sind, muss in Gebieten mit strukturellen Problemen auch ein Dienst am Gemeinwesen sein. Darum:

3. *Es hilft Kirchengemeinden, Zukunft zu gewinnen, wenn sie sich dem Dienst am Gemeinwesen widmen.*

Seit der friedlichen Revolution sind wir hier ein großes Stück vorangekommen. Bei der jüngsten Besuchswoche, in der Kirchenregion Stavenhagen, haben wir erlebt, wie selbstverständlich für viele Gemeinden inzwischen die intensive Zusammenarbeit mit Kommunen, diakonische Einrichtungen, Schulen und Kindergärten ist. Das Potential ist enorm. Bürgermeister bieten uns an, Jugendclubs zu übernehmen. Wir sind eingeladen, die ‚neue Dorfmitte‘ zu gestalten. Manchmal genügt es zwei Parkbänke an der Kirche oder auf dem Friedhof aufzustellen. Manchmal geht es darum, Kirche oder Pfarrhaus neu als kommunikative Mitte des Ortes zu öffnen und zu entwickeln. Die vielen diakonischen Einrichtungen sind für uns eine unglaubliche Chance!

Es ist auch ein Dienst an der Allgemeinheit, wenn wir schmerzliche Prozesse des gesellschaftlichen Strukturwandels begleiten und nach dem suchen, was neu leben will und soll, wenn wir dafür eintreten, dass die Renaissance ländlicher Räume nicht an den Menschen vorbeigeht.

4. *Persönliche Zuwendung bleibt unverzichtbar.*

Armut begegnet in ländlichen Räumen oft als Vereinsamung. Der ‚Dienst der Nähe‘ ist gefragt, vielleicht sogar ein neuer ‚Diakonat der Gemeinde‘. Doch wir müssen uns endgültig verabschieden von der Vorstellung, dass hauptamtliche Mitarbeitende allein die notwendige Beziehungsarbeit bewältigen können. Wir brauchen ehrenamtliche Ansprechpartnerinnen und Ansprechpartner vor Ort, ehrenamtliche Besuchsdienste – und zwar nicht als Lückenbüßer, sondern als Menschen, die Gott in diesen Dienst ruft! Diesen Ruf gilt es, durch entsprechende Symbolhandlungen bzw. Beauftragungen zu unterstreichen.

Es ist nicht leicht, in den groß gewordenen Gemeindebereichen Nähe herzustellen. Umso wichtiger ist es, Gemeindeglieder zu befähigen und zu ‚ermächtigen‘, ihrem Glauben bei Besuchsdiensten und in alltäglichen Situationen Ausdruck verleihen zu können. Das spricht unseres Erachtens dafür, verstärkt im Bereich der Fortbildung von Gemeindegliedern zu Gemeindeleitern

oder -kuratoren, Lektoren, Besuchsdiensten und in der Gemeinwesenarbeit zu arbeiten.

5. *Dazu bedarf es der Ermächtigung von Gemeindegliedern, ihren Glauben zu leben und zu bezeugen.*

Wir denken nicht nur an die Ausbildung von Prädikantinnen und Prädikanten oder an andere ehrenamtliche Dienste. Es gibt ein allgemeines ‚*Sprachproblem*‘: Auch Menschen in der Mitte der Gemeinde fällt es zuweilen schwer, ihren Glauben in Worte zu fassen. Darum ist es gut, wenn wir Gelegenheiten schaffen, wo das wieder gelernt und eingeübt werden kann.

Orientierung an Auftrag und Verheißung, missionarische Grundausrichtung, Gemeinwohlorientierung, persönliche Zuwendung sowie Ermächtigung von Gemeindegliedern – all das bildet einen Rahmen, der frei ist für die jeweilige Ausgestaltung vor Ort. Zugleich werden Schwerpunkte gesetzt. Alles andere mag auch wichtig sein, kann aber auch, ja, muss manchmal auch zurückstehen. Wenn wir uns auf bestimmte Kernpunkte konzentrieren und so versuchen, uns zu begrenzen, wird uns das helfen, anders in der Fläche präsent zu sein.

In Zeiten des demografischen Wandels können wir uns gegenseitig entlasten, indem wir Abschied nehmen von der bewussten oder unbewussten Vorstellung: Gemeindeaufbau sei nur gelungen, wenn er zu quantitativem Wachstum führe. Achten wir darauf, dass wir ganz bei unserer Sache, bei unserem Auftrag sind! Ist die Wurzel gut, wird der Baum Früchte tragen. In der Beziehung zu Christus entscheidet sich, ob unsere Bemühungen ins Leere gehen oder gesegnet sein werden. Möge Gottes Geist uns leiten!

Stadt, Land, Kirche – Zukunft in Mecklenburg. Zwei Thesen

1. „*Weniger ist anders.*“ Gesellschaftliche Veränderungen dürfen kirchlicherseits nicht einfach mit einem weiteren Rückbau beantwortet werden. Das hieße, Strukturen hoffnungslos zu überdehnen und Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu überfordern.

Die Notwendigkeit, kirchliche Arbeit in den Städten und ländlichen Räumen Mecklenburgs perspektivisch anders aufzustellen, hat erneuerndes Potential – nämlich grundsätzlich und für unsere Zeit danach zu fragen, was die Kirche ihrem Wesen nach ist und sein soll, das heißt konsequent von ihrem Auftrag und von den Menschen her zu denken und erst *von hier* aus Dienste, Strukturen und Gemeindeformen sowie den Einsatz von Ressourcen zu bestimmen.

Angesichts sehr differenzierter gesellschaftlicher Entwicklungen, sogar im Nahbereich, sind keine generellen Lösungen zu erwarten, sondern situationsspezifisch mit den Akteuren vor Ort zu entwickeln. Konzepte wie die regionale „Cloud“, „Selbstverantwortungsräume“, „Inseln gelingender Kirchlichkeit“, der „neue Diakonat der Gemeinde“ oder die „Gemeinden der Nähe“ (Poitiers) können anregen, für mecklenburgische Verhältnisse passende, *eigene* Konzeptionen zu kreieren.

Auch wenn der finanzielle Handlungsdruck noch nicht dramatisch ist, sind jetzt die Weichen für die Zukunft zu stellen. Erprobungsregionen können möglicherweise helfen, kreatives Potential zu entfalten sowie neue Formen des kirchlichen Arbeitens und Lebens zu finden. Der Auftrag unseres Herrn wie seine Verheißungen sollen in alledem Mitte und Ziel unserer Bemühungen sein.

2. Die Entwicklung von kirchlichen Strukturen und Diensten ist *theologisch* zu verantworten. Strukturen und Dienste sind am Auftrag der Kirche auszurichten. Dabei sollen die Verheißungen Gottes uns leiten.

Das bedeutet:

- Gemeinden brauchen eine missionarische Grundorientierung.
- Es hilft ihnen, Zukunft zu gewinnen, wenn sie sich dem Dienst am Gemeinwesen widmen.
- Persönliche Zuwendung bleibt unverzichtbar.
- Dazu bedarf es der Ermächtigung von Gemeindegliedern, ihren Glauben zu leben und zu bezeugen.

All das bildet einen Rahmen, der frei ist für die jeweilige Ausgestaltung vor Ort. Zugleich werden Schwerpunkte gesetzt. Anderes kann und muss zurücktreten, auch gelassen werden. In solcher Konzentration liegt Entlastung für haupt- und ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Zugleich hilft die Orientierung am Auftrag der Kirche, sich nicht im Dschungel der Herausforderungen und Möglichkeiten zu verlieren. Um einen gemeinsamen Handlungsrahmen zu entwickeln, bedarf es eines breiten Verständigungsprozesses im Kirchenkreis Mecklenburg.

Dr. Andreas v. Maltzahn